

Wenn nichts mehr geht

Irgendwann musste er des Nachts am Hotel angekommen sein. Ein Blick auf sein Handy zeigte keine Nachricht, keine E-Mail. Von Feeny kein Wort. Aber sie lebte noch, sonst wäre er informiert worden. Der Portier hatte gemeint, sie hätten das Zimmer seinem Wunsch gemäß drei Tage verlängern können.

Nach Frühstück war es ihm noch nicht. Er trat auf die Straße, und fahndete nach dem Roller, ohne an Anika zu denken. Es war ihm völlig entfallen, dass sie sich auf den Weg nach Berlin gemacht hatte. Die Kinder erwartete er erst während des Tages.

Er sah keinen Roller. Ob er in der Nacht ins Hotel gelaufen war? Er meinte, sich dunkel daran erinnern zu können, dass er nicht im Bus, sondern auf einem Roller von der Klinik zum Hotel gekommen war. Doch es war kein Roller in Sicht. Vielleicht hatte ihn schon ein Frühaufsteher genutzt. Hatte er noch den Akku unterwegs gewechselt? René schaute auf seine App und war freudig überrascht, dass ihm die Minuten wegen des Akkuwechsels gutgeschrieben waren. Die Nacht schien nicht so düster gewesen zu sein, wie er sie in Erinnerung hatte. Nachts sind alle Katzen grau, sie sind auch keine Katzen, sie mutieren zu Raubtieren.

René stieg in den nächsten Bus, der zur Klinik fuhr. Allerdings wollte er auf halbem Weg aussteigen und Feeny einen Strauß Blumen besorgen – sie liebte Blumen. Ob er solche wegen ihrer Sepsis in ihr Zimmer bringen dürfe?

„Egal“, dachte er, „wenn sie die Blumen nicht auf ihrem Zimmer haben darf, zeige ich sie ihr und stelle sie in den Aufenthaltsraum der Station.“

An einer Ecke, bei der nach Google Maps ein Blumenverkaufsstand sein sollte, stieg er aus, erblickte den eher improvisiert wirkenden Verkaufsstand, der wie ein aufgelassener Wohnwagen aussah. Geschmückt war er mit frisch geschnittenen Tulpen, die er zu dieser winterlichen Jahreszeit eher nicht erwartet hätte. René bat die burschikose Verkäuferin, ihm einen Frühlingsgruß zusammenzustellen.

„Wissen Sie“, meinte sie, „für uns ist der Winter bereits vorbei – ist der Strauß für Ihre Frau?“

René gab ihr zu verstehen, dass sie richtig getippt hatte.

„Viele, die hier Blumen kaufen, bringen die Sträuße in die Klinik. Wie geht es Ihrer Frau? Ich frage nur, um die richtigen Farben auszusuchen.“

„Sie braucht eine Mischung – ernste Farben und solche, die Mut machen. Aber nicht nur solche.“

„Sie sind ein aufmerksamer Mann.“

„Blumen sind wie Melodien, sie führen nicht diejenigen, die sie wahrnehmen, sondern locken heraus, was in uns ist. Meine Frau ist schwer krank, aber

sie hat noch nicht aufgegeben. Ich will, dass sie beides spürt, wie ich mit ihr Angst habe und dass ich mit ihr kämpfe.“

Die Verkäuferin drehte sich um und besorgte aus dem rückwärts gelegenen Lager einige Schnittblumen, die sie mit Grünzeug mischte, dazu violette Farben, auch ein paar zitronengelbe – mit Kunstfertigkeit fügte sie das Gebinde und überreichte es René. Der roch an ihm, zahlte und merkte, dass er an seiner eigenen Zuversicht zu arbeiten hatte, bevor er an Feenys Bett treten könne. Den Strauß in seiner Hand lauschte er nach den Melodien der Farben. Geigenmusik hörte er, bizarre, synkoptierte Noten, einen Filmtrailer, eine Mischung zwischen New York, Gipsy und Rap, er dachte an „August Rush“.

Der Verkehr, das Gedränge im Bus, Menschen, die zur Arbeit huschten, Jugendliche, die Schulaufgaben machten, Sekretärinnen, die trotz Gehoppel ruhig und präzise Lippenstift und Makeup auftrugen. Er mit dem Blumenstrauß dazwischen, die Klänge im Ohr. Viel Zeit bleibt nicht, bis zum Arbeitsplatz, zur Schule, zum Büro. Ob die Ärzte und das Krankenhauspersonal ihre Vorbereitungen auf den letzten Drücker machen müssen? In der Eröffnungsgeschichte des Eierstockkrebs-Spezialisten Sehouli „Von der Kunst, schlechte Nachrichten gut zu überbringen“ wird die diensthabende Ärztin so beschrieben: gehetzt unterwegs zum Gespräch mit ihrer Patientin.

Auch in der Klinik sind die Verantwortlichen einem enormen Druck ausgesetzt. Wann immer sie im Besprechungszimmer von Prof. Choukri saßen – oft nach stundenlangem Warten – war klar, wie kostbar und eng bemessen seine Zeit war. Sie hatten Platz genommen, doch dann trat eine Verlangsamung der Zeit ein. Schlechte Nachrichten gut zu überbringen braucht Raum und Zeit. Braucht Takt und Pause. Stille und Zuhören. Prof. Choukri nahm sich Zeit, hatte Zeit. Saß oft stumm, hörte, schwieg, überlegte. Fragte, hörte wieder, achtete, spürte, saß, saß mit ihnen. Die wichtigste Botschaft, die er überbrachte, kam wortlos.

Nicht anders die Ärzte, das Krankenhauspersonal. Warten, das war das Zauberwort – Zeit das andere. Raum ein anderes. René erfuhr, dass die Zeit, die im Alltag abgekürzt zu werden schien, verknappert durch Medien, die deren Verlängerung versprachen, durch Kalender, Apps, Zeitsparmethoden, Planner, im Krankenhaus gedehnt, oft bis ins Unerträgliche und Unbegreifliche hinein gedehnt wurde. Er schaute auf seinen elektronischen Kalender – und erschrak.

„Verdammt! Ich habe Anika vergessen – wo sie ist?“

Die Blumen in der Hand wählte er ihre Nummer, und schon meldete sich eine liebenswerte Stimme: „Ich sitze gerade in deinem Hotel beim Frühstück, bist du schon unterwegs?“

„Ja, entschuldige – der gestrige Tag war anstrengend, ich weiß gar nicht mehr, wie ich ins Hotel gekommen bin, und dann hatte ich dich heute Mor-

gen völlig vergessen. Habe gerade für Feeny ein paar Blumen gekauft. Wenn du beim Frühstück bist, trink noch einen Kaffee, ich komme zurück ins Hotel und werde in einigen Minuten bei dir sein. Habe eh von Feeny und den Ärzten noch nichts gehört, darf vielleicht sogar noch gar nicht zu ihr auf die Station.“

Es war die richtige Entscheidung, denn Feeny wurde durch die Klinik geschoben, wieder von Untersuchung zu Untersuchung. Darum hatte er noch keine Nachricht.

Als er durch die Tür des Frühstücksraums trat, sah er Anika an einem hinteren Tisch sitzen, ihren Blick in ihren Kaffee gerichtet.

„Vielen Dank, dass du gekommen bist.“

„Ich kann verstehen, dass dein Kopf woanders ist. Dass du mich vergessen hast, zeigt mir, wie angespannt die Situation für dich und Feeny ist, und was ihr beide gerade durchmacht.“

René holte sich einen Kaffee, auch eine kleine Bowl mit Müsli und Früchten und setzte sich zu Anika.

Anika griff seine Hand, drückte sie fest.

„Sie wird es schaffen – sie hat schon so viele Krisen überwunden.“

„Die ersten Einschätzungen waren ernüchternd und im Laufe des Tages wurden sie gestern immer düsterer. Die letzte Info gestern war, dass ihr Zustand sehr kritisch sei. Die nächsten Stunden, diese Nacht, vielleicht der heutige Tag, würden entscheiden.“

Anika drückte erneut seine Hand.

„Hast du versucht, in der Klinik nachzufragen?“

„Nein, die meldet sich – Anrufen führt zu nichts, die Schwestern vertrösten dich auf den Stationsarzt, der ist nicht zu kriegen. Ich könnte Prof. Choukri eine WhatsApp schicken, aber er war in Korea und sitzt wohl gerade im Flugzeug auf seinem Weg zurück nach Berlin. Dass ich keine Nachricht habe, beruhigt mich eher, aber lass uns abwarten.“

Anika spürte seine Entschiedenheit.

„Wie geht es dir“, fragte sie ihn.

„Die letzten Tage waren anstrengend, vor allem, weil Feeny meinte, sie müsse nicht in die Klinik, aber ich glaube, sie war es einfach leid und konnte sich tagelang nicht überwinden, wieder den Gang in die Klinik anzutreten. Letztlich hatte sie dann doch die Entscheidung getroffen, was mich erleichtert hatte.“

„Wie siehst du die Situation?“

„Ich habe schon so viele Situationen erlebt – und, wie so oft, habe ich kein Gespür und muss, wie du, den Moment aushalten. Heute Abend wissen wir vielleicht mehr.“

„Glaubst du, dass ich sie heute besuchen soll und kann?“

Nach der letzten Biegung hielt René den Wagen an und stieß rückwärts in die Parklücke ein, die vor der Ferienwohnung lag. Er griff sich seine Tasche, stieg eine Reihe von dunklen Treppen an der Seite des Hauses hinauf, die ihn zur oberen Wohnungstür brachten. Er klopfte – da stand Feeny vor ihm.

Zwischenstation Kroatien

Sie standen sich gegenüber. Froh, zugleich vorsichtig, beide entschlosslos, wie sie aufeinander reagieren sollten.

„Komm rein, kann ich dir mit dem Gepäck helfen“, sagte Feeny unsicher. Ob sie ihn umarmen sollte? Dieselbe Frage hatte er sich gestellt. Feeny brach die Spannung.

„Ich habe dich so vermisst – und hatte auch Angst um dich, dass du die lange Fahrt allein hinter dich bringen musst. Ich hab schon im Kühlschrank ein Getränk für uns vorbereitet. Entschuldige, wenn ich gerade etwas zurückhaltend war, aber der Gedanke, dich nicht zu haben, war schrecklich, und der Gedanke, dich loslassen zu müssen, ist noch viel schrecklicher, der schrecklichste, der mich plagt, abends, nachts, am Morgen. Aber jetzt bist du da.“

René nahm sie in den Arm, streichelte durch ihre immer noch recht kurzen Haare, an ihren Seiten entlang, drückte ihre Hüfte an die seine, gab ihr einen Kuss auf die Wange.

„Du bist mir so nahe, du könntest mir nicht näher sein – auch wenn du nicht da bist. Ich sehe dich, spüre dich – noch kurz vor meiner Ankunft hier war ich sicher, dass ich dich am Straßenrand stehen sah. Ich hielt an, nahm dich mit – du bist bei mir, auch wenn du nicht bei mir bist.“

Feeny holte den Aperitif aus dem Kühlschrank, zwei Gläser, die wie Aperol Spritz aussahen, mit Orangenschnitten darin.

„Erzähl mir, wie die Fahrt war.“

„Ich kam gut durch, besser, als ich dachte – und als ich die Küstenstraße entlangfuhr, dachte ich, die sollten wir miteinander besuchen, ich bin an romantischen Winkeln vorbeigekommen, auch dem einen oder anderen Fischrestaurant, an Orten, an denen ich gern gehalten hätte und die dir gewiss gefallen würden. Vielleicht können wir eines davon aufsuchen, auf dem Rückweg.“

„Lass uns sehen – vielleicht. Aber erst bist du hier, und ich freue mich schon darauf, morgen nicht allein am Tisch sitzen zu müssen, sondern mit dir gemeinsam die Aussicht zu genießen. Ich hab auch schon eingekauft, so dass ich dir ein schönes Frühstück bereiten kann – und du kannst ein bisschen länger schlafen, du wirst sicher müde von der langen Fahrt sein.“

„So lange habe ich sie gar nicht empfunden – dafür war das Ziel zu attraktiv für mich.“

Er traute sich, sich ihr etwas zu nähern, ihr nochmals einen Kuss zu geben. Tatsächlich zuckte sie dieses Mal nicht zurück, wandte gar ihren Mund zu dem seinen, und sie gaben sich einen kurzen Kuss auf die Lippen.

„Gut, dass du schon angekommen bist – ich habe, wie ich dir am Telefon erzählte, in dem Restaurant am Strand einen Tisch bestellt. Am besten, wir brechen auf, dass wir nicht zu spät dort eintreffen.“

René war einverstanden, außerdem hatte er Hunger, nicht erst nach dem Aperitif. Außerdem freute er sich auf das Restaurant. Nachts war es weniger spektakulär als am Nachmittag und insbesondere beim Sonnenuntergang, aber als Spezialität erwartete sie auf dem Holzgrill geröstete, frisch gefangene Fische, die mit Salaten und Grillgemüse gereicht wurden. Als Vorspeise würde er noch eine Portion Cevapcici schaffen, von denen Feeny gewiss auch die eine oder andere probieren würde.

Der Weg führte sie am Strand entlang, über Felsen, dazwischen angelegte, betonierte Wegstücke, dann ging es über Kieselsteine, wieder über Felsen, zum Schluss noch ein paar Meter an Ferienhäusern entlang über die zwischen Meer und diesen gelegene Zufahrtstrasse. Das Restaurant war gut besucht, bis auf den reservierten Tisch, auf den Feeny zusteuerte, waren alle Plätze besetzt.

Sie saßen sich gegenüber. Feeny wirkte müde – so dachte Feeny auch von René. Doch als sie ins Gespräch gekommen waren, was beiden nicht schwerfiel, änderte sich ihr gegenseitiger Eindruck. Feeny kicherte gar, als René nochmals die Chimäre seiner Anhalterin erzählte, auch die Erinnerung an ihre Fensterputzaktion. Wie wahr Renés Erinnerung war, dachte sie, und wie glücklich sie war, dass sie zueinander gefunden hatten. Zwischendurch verfielen sie in eine Retrospektion, die sie nachdenklich, dann sogar traurig stimmte. In diesem Augenblick kam der nach Holzkohle duftende Fisch, der ihren Spirit wieder hob und ihnen verdeutlichte, wie wichtig der Abend war – den ersten seit mehreren Tagen –, den sie miteinander verbringen konnten, seit längerem erstmals auch wieder zu zweit. Der Fisch war zart, nicht überbraten, schmackhaft und zusammen mit dem Gemüse und Salat ganz nach Feenys Geschmack. Auch René liebte Fisch, speziell, wenn er wie hier rustikal gemacht war. Dazu kam, ohne Aufforderung, für beide ein Slivovitz, der die Stimmung weiter aufheiterte. Beide strengten sich sichtlich an, gemeinsam einen guten Abend miteinander verbringen zu können, und das trotz des Paradoxes, dass die gefühlte größere Nähe ein mulmiges Gefühl auslöste und begleitete. Aber an diesem Abend gelang es mit jedem Bissen, mit jedem Schluck und mit jedem Dialog besser, dieses Unwohlsein zu überwinden.

„Darf ich mich zu dir, auf deine Tischseite setzen?“, fragte Feeny.

René, nach dem Bruchteil einer Sekunde, in der er zögerte, was Feeny sofort bemerkt hatte, sagte mit sehnsuchtsvollem Blick zu – rückte den Stuhl

rechts von sich näher zu sich, und Feeny setzte sich darauf, die innere Angst vor ihrer Annäherung wich allmählich. Feeny griff das kleine Slivovitz-Glas, prostete ihm zu. René tat das gleiche, und sie hatten kaum noch Zeit, die Gläser auf den Tisch zu stellen, als sie sich fest umarmend den intensivsten Kuss gaben, den sie seit längerem miteinander ausgetauscht hatten.

„Was ist Leben?“

„Und was Sterben, wenn du vorher nicht gelebt hast?“

„Ja, lass uns leben, so lange ...“

„So lange ich kann – wenn ich das nicht mehr kann, dann bin ich bereit zu sterben, aber noch kann ich, und, auch wenn ich manchmal nicht kann, ich will – und ich will mit dir.“

„So geht es mir auch, darum war für mich die Fahrt ein Klacks, ich sah dich fast um jede Ecke, so nahe – du bist mir das Wichtigste, wichtiger als ich mir selbst bin.“

Wie lange nicht mehr, saßen sie dicht beieinander, Haut an Haut. Feeny öffnete sein Hemd und schien damit einverstanden zu sein, dass auch er ihre Bluse öffnete. Ihr kritischer Blick zeigte ihre Unsicherheit an, als er seine Hand über ihren Busen tiefer gleiten ließ.

„Keine Sorge, Feeny, du musst auch mit einem Mann leben, der seine Falten im Gesicht und die grauen Haare auf seinem Kopf nicht verstecken kann.“

Sie lächelte, strich ihm über die Falten seiner Stirn, bewegte ihre Hand durch seine Haare, beide im Einklang, dass sie nicht mehr die Jüngsten waren, und die Blessuren, die ihnen das Leben, auch das gemeinsame zugefügt hatte, stehen und sein zu lassen.

Später, zurück in der Wohnung, setzten sie sich auf den Balkon, wieder nah beieinander, schauten gemeinsam in die Nacht von See und Himmel, von welchem sich der Mond im Meer brach.

Im Hintergrund lief Feenys Playlist, eine Funktion, mit der René noch nicht vertraut war, doch Feeny hatte von beiden Kindern gelernt, dass dies die Funktion war, die zu nutzen sich lohnte.

Beide hätten sich nicht vorstellen können, wie harmonisch der Abend verlaufen würde und Feeny tat es leid, dass sie, als sie müde geworden war, René fragte, ob er einverstanden wäre, wenn sie auf einem der beiden Sofas im Wohnzimmer der Wohnung ihr Bett aufschlagen würde.

„Ich habe jetzt einige Nächte ganz gut durchgeschlafen, und ich fürchte, dass ich aufwache, wenn du schnarchst, und ich dann nicht mehr einschlafen kann.“

Einen kurzen Moment überlegte René, ob er diese Erklärung stehen lassen und sie akzeptieren sollte, auch wenn er im Innern das Gefühl hatte, dass sie nur die Halbwahrheit war und Feeny ihm gegenüber nicht alles sagen konnte, was sie bewegte. Sollte er sie darauf ansprechen, von seinem Eindruck er-

zählen, oder war das ein Übertreten der Linie und käme er Feeny zu nahe? Dann, dachte er, nach diesem intimen Abend, warum sollte ich mich verbergen, doch zugleich kam ihm in den Sinn, warum den Moment stören?

„Feeny, es tut mir so leid, wenn ich nachts Laute von mir gebe, die dich aufwecken. Könnte es aber auch sein, dass du die Distanz willst, weil es dir so geht, wie ich manchmal empfinde – wir kommen uns nahe und mit jeder Annäherung steigt in mir die Beklemmung, diese Nähe zu dir verlieren zu müssen?“

Feeny, die schon aufgestanden war, um ihr Bettzeug aus dem Schlafzimmer auf das Sofa zu legen, drehte sich auf dem Absatz um, ließ das Bettzeug auf den Boden fallen, zog den Schlafanzug, den sie angezogen hatte aus, ging zurück ins Schlafzimmer und legte sich splitternackt auf ihr Bett.

„Komm – hatte ich vorhin nicht gesagt, ich möchte leben, solange ich lebe. Sorry, wenn ich das schon wieder nach ein paar Minuten vergessen habe. Komm, wir brauchen nur eine Decke, es ist eh warm, außerdem will ich leben, will auch mit dir schlafen, will dich spüren und dich mich spüren lassen. Wer weiß – die Zeit, die wir haben, haben wir miteinander. Wenn ich heute Nacht aufwache, lass mich morgen auf dem Sofa liegen, aber heute Nacht werde ich lieber fünfmal wach und lieber schlafe ich gar nicht, als dass ich nicht bei dir, ganz eng bei dir liege.“

René war verblüfft, wusste nicht, was er sagen sollte, entkleidete sich, drehte die Lautstärke der Musik etwas herab und schmiegte sich ganz eng an Feeny. Nicht, dass sie intim miteinander wurden – so weit ging beider Kraft zur Überwindung der Schmerzgrenze nicht. Nicht, weil sie nicht wollten, nicht, weil sie sich nicht liebten. Im Gegenteil, sie konnten nicht, weil sie sich so sehr liebten.

Sie löschten das Licht, küssten sich, streichelten sich, die grauen Haare, die Narben, die Falten, die Haut, die keine Haare mehr zierten, die Hände, die leicht verknorpelt waren, sie strahlten sich gegenseitig an.

Am nächsten Morgen war Feeny die erste, die aufstand und sich leise aus dem Bett schlich. Sie verließ das Haus, ging die Treppen zum Meer hinunter, lief die Küste entlang, zurück zum Restaurant, das sie am Vorabend besucht hatten, und erstand dort im Kellergeschoss desselben, das einen Minimarkt beherbergte, frische Brötchen, Schinken, Oliven, Eier und Käse.

Als sie zurück in die Wohnung kam, hörte sie nur ein leichtes Schnarchen aus dem Schlafzimmer. Sie bereitete ein kroatisches Frühstück vor. Im Külschrank hatte sie noch Tomaten, die sie zerdrückte, mit frischen roten Zwiebeln, Knoblauch und den Oliven in der Pfanne anbriet. Dann transferierte sie die Masse in kleine Tontöpfe, die in der sonst spärlich ausgestatteten Küche vorhanden waren, und nachdem sie in beides ein Ei geschlagen hatte, stellte sie die Töpfchen in den vorgeheizten Backofen. Dann richtete sie den Tisch

Der Mann gab ihm einen freundschaftlichen Klaps und René marschierte los.

An der Krankenhauskapelle vorbei betrat er das Klinikgebäude, ging durch den Patientengang, bis er zur gynäkologischen Onkologie gelangt war. Dort erinnerte er sich, dass er ohne Überlegung und aus Gewohnheit zu diesem Gebäudeteil gegangen war, jedoch stattdessen sich zur Intensivstation begeben müsse. Im Aufzug gelangte er zur Intensivstation, läutete, um eingelassen zu werden und musste, wie erwartet, sich einige Zeit gedulden. Dann aber öffnete eine Schwester, führte ihn zum Umkleideraum, gab ihm einen sterilen Kit, den er von Kopf bis über die Schuhe anlegte und wurde zu Feenys Bett geführt. Sie lag da, die Augen weit geöffnet, ihr Bauch war mit einem sterilen Tuch überdeckt und die Schwester erklärte ihm, dass er ihre Hand halten dürfe, ihr auch einen Kuss geben könne, aber sehr vorsichtig sein müsse, wenn es um den unteren Körper ginge, weil die Naht ihres Bauches noch nicht verschlossen sei. Aber es ginge ihr den Umständen entsprechend gut und sie mache Fortschritte. Die Ärzte hätten sogar in Aussicht gestellt, dass sie den Bauch entweder am Abend schon verschließen könnten, spätestens aber am nächsten Morgen. Auf jeden Fall war geplant, sie am nächsten Tag auf Station zurückzuverlegen, wenn sie sich weiter so entwickeln würde.

Feeny, die die Einführung mit gehört hatte, versuchte, so gut sie konnte, René anzulächeln. Noch konnte sie nicht recht sprechen, weil sie an vielen Schläuchen hing.

Um ihr diesen Druck zu nehmen, streichelte René sie, küsste sie kurz auf den Mund, benetzte ihre Stirn mit einem der feuchten Tücher, die an ihrem Kopfende standen und strich ihr zärtlich über ihre Haut. Sie reagierte auf ihn und versuchte, so gut sie konnte, mit ihren Fingern ihm ihre Zärtlichkeit zurückzugeben.

Als er sie fragte, ob er ihr ein wenig von seinem Vortag erzählen solle, nickte sie gierig, er setzte sich zu ihr und erzählte unter Auslassung mancher Details von dem, was er erlebt hatte. Sie freute sich, wie er ihren Gesichtszügen entnahm, dass er Dinge unternahm, die sie mehr noch als er geliebt hatte – angefangen vom türkischen Frühstück. Als er ihr schließlich erzählte, dass am nächsten Tag Anika sie besuchen wolle, weil es ihr letzter Tag in Berlin sei und er am Tag darauf sie wieder besuchen käme, stimmte sie lächelnd zu.

Er merkte, dass Feeny sein Erzählen ermüdete.

„Feeny, ich mache Pause mit dem Erzählen, dass du ein wenig Schlafen kannst, aber ich bleibe noch bei dir hier.“

Es dauerte nicht lange und sie atmete ruhig, ihr Brustkorb hob und senkte sich sanft.

Seine Blicke wanderten von Monitor zu Monitor. Er sah die Kurven, in welchen die Gehirnströme gemessen wurden, ein anderer Monitor stellte die Herzbewegungen dar. Wie gebannt sah er auf die Gleichmäßigkeit dieser me-

ditativen Wellen. Verbunden mit dem Blick war die besorgte Vorstellung, wie es sein würde, wenn diese Kurven nur mehr eine flache Linie zeigen würden. Über dieser Angst, während er ihre Hand in der seinen hielt und sie die seine in ihrer, nickte auch er ein.

Irgendwann später, beide waren zwischen Träumen und Wachsein, näherte sich die Intensivschwester und bat ihn, die Patientin zu verlassen, die Ärzte würden sie untersuchen wollen, um gegebenenfalls ihren Bauch zu schließen. Er gab der Schwester zu verstehen, dass am nächsten Morgen eine nahe Familienfreundin seine Frau besuchen werde. Die Schwester zeigte ihm an, dass sie verstanden hatte, verbunden mit einem lieben Hinweis, er solle sich etwas erholen und nach sich schauen.

Der Weg aus der Intensivstation und der Klinik war ihm an diesem Spätnachmittag leichter – er hatte zumindest den Eindruck, dass Feeny sich etwas erholt habe, genährt aus der Perspektive, dass die Ärzte sie am nächsten Tag auf die Normalstation verlegen wollten. Unterwegs vom Bus aus telefonierte er mit beiden Kindern und berichtete ihnen vom kleinen Fortschritt, den ihre Mama an diesem Tag gemacht habe.

Loskommen

Dann rief er auch Anika an. Sie verabredeten, sich in der Lounge von Anikas Hotel zu treffen. Als er kam, saß sie bereits an der Hotelbar, leicht unter den übrigen Hotelgästen auch von hinten mit ihren langen, blonden Haaren und ihrer schlanken Gestalt auszumachen. Er setzte sich auf einen freien Barhocker neben ihr.

„Es geht ihr etwas besser, wie es mir scheint, morgen soll sie auf Station 36 kommen.“

Anikas Gesichtszüge entspannten sich.

„Sollen wir zusammen in ein Restaurant in die Nähe gehen?“

„Gerne.“

„Das Restaurant ist gleich um die Ecke.“

Es war Anikas dritter Besuch innerhalb von acht Wochen. Als sie an das Bett von Feeny auf Station 36 trat, schlief Feeny fest. Anika nahm sich den Stuhl vom Tisch und setzte sich an Feenys Bett, streichelte sie sanft und wartete.

Sie erinnerte sich, als sie Feeny zum ersten Mal nach ihrer Bauch-OP auf Intensivstation besucht hatte, war diese zwar geschafft, stand auch sichtlich unter Medikamenten, jedoch war sie voller Zuversicht und von kämpferischer Natur, brauchte dann auch einmal wieder Ruhe, schlief auch, aber konnte zwischendurch ihrer Freude, dass sie Anika sehen durfte, Ausdruck

verleihen. Sie hatte Anikas Hand genommen, ihr Blick glänzte feurig, als Anika erzählte, wie sich die weiteren Forschungen zu Huldas künstlerischem Leben und Werk entwickelten. Feeny hatte ihr berichtet, wie sie den Projektfortschritt sehen würde, eingerechnet möglicher Unterbrechungen durch Klinikaufenthalte, für die sie vier Wochen innerhalb der nächsten sechs Monate eingeplant hatte. Stolz hatte sie auf die Skizzen, Entwürfe und Textideen verwiesen.

Am Nachmittag ihres vergangenen Besuchs hatte Feeny sie gebeten, ihr in ihre Kleidung zu helfen, weil sie eine Zoom-Konferenz mit Mitgliedern ihres Workshops in Manchester und der Zulieferergruppe von Frauen aus Nairobi vereinbart hatte, die an den Stoffmaterialien arbeiteten für die nähere Ausgestaltung der Ausstellungsfläche des Hulda-Projekts. Dabei musste Anika Feeny helfen, die Venenschläuche mit deren Oberteil zu verdecken, die Kamera des Laptops entsprechend einzurichten, sodass niemand sehen konnte, dass sich Feeny in einem Krankenhauszimmer befand. Die Kamera zeigte nur den oberen Körper, es blieb verborgen, dass sie im unteren Bereich nur das Krankenhauskleidchen trug, über ihre Beine hingen alle möglichen Schläuche. Schwieriger war Anikas Aufgabe, während der Live Session darauf zu achten, dass kein Krankenhauspersonal das Zimmer betrat und in die Kamera lief.

Die Session war komplikationslos verlaufen – und beide konnten verhindern, dass Unsicherheiten in die Vorbereitung des Hulda-Projekts eingetragen wurden. Anika freute es, wie zielorientiert und professionell Feeny das Projektgespräch mit der Abklärung des erreichten Standes und den weiteren Planungen für die nächsten Wochen und Monate abhandelte. Die Frauen in Kenia waren begeistert, auch die Mitarbeiterinnen von Feeny in Großbritannien zeigten, wie detailliert die Vorarbeiten aus Kenia in Zusammenarbeit mit anderen teilnehmenden Gruppen koordiniert worden waren.

Wie René war auch Anika von Feeny gebeten worden, mit ihr das tägliche Laufpensum zu absolvieren. Auf dem Weg durch den Klinikpark hatten sie sich darüber unterhalten, was die Ausstellung noch benötige, welche Presse- und Marketingaufgaben zu erledigen wären und Feeny hatte begeistert erzählt, dass ihr Onkologe ein waches Interesse an diesem Projekt entwickelt habe. Er sei Gründungsmitglied einer Vereinigung, die Kunst, Kultur und Medizin zusammenbrachte und im Rahmen dessen sie auch die Aktivitäten um Hulda mit in ihr Programm aufnehmen wollten.

Während Feeny und Anika auf der gemeinsamen Parkwanderung waren, die entlang der einzelnen Krankenhauskliniken führte, machten sie Pause auf einer der Bänke, die die Strecke säumten. Hinzu trat eine Dame in langem Haar, die kaum über vierzig gewesen sein dürfte, jedoch mit tränenverquollenen Augen fragte, ob sie sich zu ihnen auf die Bank setzen dürfe. Feeny

war sofort aufgestanden, hatte ihr die Hand gegeben, sie zum Verweilen auf der Bank neben ihnen eingeladen und sie besorgt gefragt: „Sie hatten keine guten Nachrichten bekommen?“

Schon brach es aus ihr heraus: „Nein, ich komme vom Gespräch mit Prof. Choukri und er eröffnete mir in aller Freundlichkeit, aber auch aller Deutlichkeit, dass ich an Eierstockkrebs erkrankt sei und mich darauf einstellen müsse, dass ich an dieser Krankheit sterben werde.“

Die letzten Worte hatte sie kaum mehr über ihre Lippen gebracht. Anika war erschrocken, Feeny hatte ihren Arm um die Dame gelegt.

„Ich kann Ihnen nachfühlen – in dieser Situation befand ich mich vor elf Jahren. Das Urteil klang ähnlich, man meinte damals, bald nach der ersten großen Operation, dass meine Lebenserwartung vielleicht nur zwei bis drei Jahre betrage, bestenfalls fünf und ganz unwahrscheinlicherweise vielleicht zehn. Aber hier sitze ich mit meiner Freundin Anika, elf Jahre nach meiner Diagnose, wir sind gerade fast siebentausend Schritte gegangen, ich habe vor einigen Wochen erneut eine schwere Bauchoperation überstanden und lebe noch.“

Die Dame schaute sie etwas ungläubig an, doch ihr Blick hatte sich aufgehellt.

„Glauben Sie mir – ich hatte damals nach dem ersten Gespräch und dieser Diagnose wie Sie gedacht, die Welt sei am Ende oder spätestens dann, als ich nach der OP und dem ersten Chemotherapiezyklus gesagt bekommen hatte, der Tumor sei zurückgekehrt. Damals, so schien mir, gab es keine Zukunft und ich war sogar so verzweifelt, dass ich mich fragte, ob es wert sei, all die Anstrengungen, die Schmerzen, den Haarverlust und die Nebenwirkungen zu ertragen. Doch ich kann ihnen von Herzen sagen, dass jeder Tag dieser Jahre es wert war, wert war, für ihn zu kämpfen und dieser Zeit einen neuen Tag abzurufen. Ich hätte meine Tochter nicht erwachsen werden sehen, hätte nicht das Abitur meines Sohnes und das meiner Tochter miterlebt, ihre ersten Freundschaften und Liebesschmerzen nicht teilen können und wir hätten nicht die Geburtstage von ihnen, die meines Mannes und die meinen miteinander gefeiert. Ich kann ihnen nur Mut machen und wenn es Tage wären, würde ich für jeden kämpfen.“

Die Dame lauschte, war erstaunt über Feenys Nachdruck und wurde sichtlich gefasster. Feeny verabschiedete sich und wünschte ihr alles Gute für die kommende Zeit – sie wolle noch ein paar Schritte mit ihrer Freundin gehen, denn Fithalten sei wichtig.

Anika standen diese Geschehnisse vor Augen, während sie Feenys Hand in der ihren spürte.

Feeny sah krank aus, erstmals schien sie ihr so, mit ihren eingefallenen Wangen, den schwächtigen Beinen, die sie wegen der Wärme im Zimmer

unbedeckt ließ. Sie waren in den vergangenen Wochen noch dünner geworden, die Arme ließen ihre Knochen durchscheinen, die Lippen schienen gegenüber dem Rest des Gesichts überdurchschnittlich groß.

Die Wochen Krankenhausaufenthalt, der künstliche Darmausgang, die PEG-line, die den Mageninhalt ausführte und die künstliche Ernährung, die ihr durch einen Port in ihre Vene verabreicht wurde, aufnahm. Dennoch lag ihr Laptop griffbereit auf dem Krankentisch bei ihrem Bett. Sie stellte sich vor, dass sie sich wieder über Hulda unterhalten würden, auch wenn Feeny öfter Pausen einlegen würde. Anika hatte sich entschieden, ihr in diesem Zustand nichts von der Dramatik mit Bruno und dem Ende ihrer Beziehung zu erzählen, es sei denn, sie würde das Thema ansprechen. Sie hatte vergessen, René zu fragen, ob er Feeny von Brunos schändlichem Benehmen gegenüber Alina berichtet hatte. Bruno, so dachte sie, war es nicht wert, in diesem Moment der kostbaren Zeit mit Feeny auch nur erwähnt zu werden.

Mit Schmerzstöhnen wachte Feeny auf, legte aber ein bemühtes Lächeln auf, als sie Anika erblickte.

„Schön, dass du da bist. Ist mit den Kindern, René und Bruno alles in Ordnung?“

„Keine Sorge. Hauptsache ich sehe dich nicht in der Intensivstation, sondern wieder in deinem Stationsbett.“

Feeny lächelte erneut, wenn auch ihr Mundwinkel schmerzverzerrt war.

„Ob du mich massieren könntest? Ich hatte fast den ganzen Tag über gelegen, und mir tun meine Muskeln und die Knochen am ganzen Körper weh, da könnte eine Massage helfen. Aber, bitte, ganz vorsichtig.“

Feeny zeigte auf ein Fläschchen mit Schokoladenöl, das neben ihrem Laptop auf dem Tisch stand – das Öl war nicht braun, fast durchsichtig, aber deutlich nach dunkler Schokolade riechend.

Anikas innerer Blick ging Jahre zurück. Sie ölte sich ihre Hände, ihre Finger, strich mit ihren zarten Händen über Feenys Rücken, um mit einem sanften Griff ihrer Finger in die fast nicht tastbaren Schultermuskeln zu gelangen. Mit vorsichtigen Kreisbewegungen massierte sie diese hin zum Hals und vom Hals zurück zu ihrer Schulter. Feenys entlastend klingendes Stöhnen deutete an, dass Anika ihr etwas Erleichterung verschaffen konnte. Feeny wurde es heiß und kalt, vor allem, als sie Anikas Brustspitzen zu spüren meinte, die ihren Rücken zu berühren schienen und mit den Massagebewegungen ihre Haut streiften.

„Die Visite meinte, meine Werte seien besorgniserregend und man habe herausgefunden, dass vermutlich mein Port, durch den die Nahrung geführt wird, mit einem Pilz infiziert sei – ich solle mich innerlich darauf vorbereiten, dass man noch heute Abend einen kleinen Eingriff vornehme, um den Port zu wechseln, um hoffentlich die Pilzvergiftung bekämpfen zu können.“